

Georg Christoph Tholen

## Maschine – Die Macht der Verstellung (1983)

*„Die Liebe ist sophistisch, sie bewegt sich in einem Raum der Jagd und der Verfolgung, nicht der Seßhaftigkeit: eine Zeit der Metamorphosen, nicht der Kontinuitäten, und ihre Logik ist die der Paradoxa und Machinationen, nicht der Gründe.“*

J.F. Lyotard, Das Patchwork der Minderheiten, S. 98/90

1.

Züri brännt. Alle waren überrascht. Das Ereignis – gerade in Zürich *Packeis schmelzen* zu lassen – schien unwahrscheinlich und zufällig. Eben dies aber ist eines der Kennzeichen der Wunschmaschine (*Anti-Ödipus*, S. 517). Die Bewegung trug unbewußt, unwillentlich wollend, den Namen ‚Bewegung‘, eben weil sie kein Zeichen für anderes war, das es zu erreichen gälte, vielmehr Zeichen und Dinge verschmelzen ließ – reale Ausdrucksmaterie des Wunsches. Freilich maskierte sich dessen ja-sagende Triebkraft (‚Mit etwas anderem zu einem Stück werden‘) in der vorbewußten, im repräsentativen Interessenkalkül verstehbaren Forderung nach einem ‚autonomen Jugendzentrum‘, täuschte jedoch darin nur ihren insistenten und intensiven Drang vor, ein Trugbild aufzulösen, das von der Inszenierung allseits konsumgerechter Nützlichkeit lebt: Zürich – phantasmatischer Ort hierarchisch absättigbarer Bedürfnisse, insoweit sie den Axiomen des Geld-Kapitals entsprechen. Der kollektive Affektausdruck<sup>1</sup> störte und unterbrach die ihn stets kompensierende Welt industrieller Produktion und Konsumtion, deren Regie zufolge der Wunsch in unendlich substituierbare Bedürfnisträger sich zu verkleinern hat. Daß dies ein

---

<sup>1</sup> Affekt, Wunsch, Trieb werden hier synonym verwandt; dies gelingt nur in einer nicht-begrifflichen Konzeption der Differenz und des Simulakrums. Von solcher paradoxalen Zwitterhaftigkeit, zu der uns ein Denken des Wunsches, der Maschine und des Trugbildes verführt, handelt die hier verwendete Theorie des Triebes, der Bedürfnis ist und zugleich nicht ist. „Die Dringlichkeit nützlicher Gegenstände ist proportional zur affektiven Dringlichkeit. Und da sich die Affektivität nur durch einen nützlichen Gegenstand, dessen Dringlichkeit nicht *simulierbar* ist, *aufschieben* läßt, findet die affektive Dringlichkeit im nützlichen Gegenstand ein Simulakrum ihrer Aufschiebung.“ (Pierre Klossowski, *Lebendiges Geld*, Bremen 1982, S. ???)

illusionäres Schauspiel sei, nur ein zu langweiliges, bemerkten die dekonstruktiven Parolen provokativ: ‚Wir fordern die sofortige Schließung der Stadt Zürich, da sich das Experiment seit Jahren nicht bewährt hat‘ / ‚Es heißen sie willkommen: 200 000 Menschen und eine Kulisse, genannt Basel‘.

Den Politikern und Wissenschaftlern, die das Ereignis in eine ‚Jugendunruhe‘ übersetzten, was ihnen weitgehend gelang, fiel auf, daß die kaum identifizierbaren und subjektivierbaren Beteiligten zwischen 13 und 58 Jahren alt waren, aus allen Schichten herkamen. Vielfältig artikulierte sich die Bewegung, ohne verbindende Elemente und sichtbare Ursachen verknüpft – auch dies ein weiteres Merkmal, das Wunschmaschinen eigen ist (*Anti-Ödipus*, 519). Eine als ‚ich-schwach‘ fixierte ‚Generation‘ betrieb aktiv Ich-Schwächung, entwertete Werte und schuf neue. Die Bewegung – in ihrer Kritik vorgeschriebener Stellen und Plätze (‚Kunst ins Kunsthaus‘, ‚Debatten ins Sitzungszimmer‘) schizo-analytierte selbst die Wunschbesetzungen der urbanen Maschinerie (‚Grau des Betons, Packeis des Konsums, luftfreie Abgase, sprachlose Zensur‘) und brachte deren Grammatik durcheinander, indem sie ziellos und ungerichtet „vor-bewußt“ (Eidgenössische Kommission für Jugendfragen) blieb und regelgerechte und konsensorientierte Ordnung symbolisch garantierten Sprechen-Müssens überschritt. Zunächst von innen her das Sagbare und Kommunizierbare<sup>2</sup> mit wuchernden Mehrdeutigkeiten verspottend, wollte die Bewegung – so erzählt es Reto Hänni in seinem wiederholenden Bericht – die Sprache an ihr extremes Ende bringen und in „Explosionen in Reinzustand“<sup>3</sup> überführen.

Die in Szene gesetzte Züricher Bewegung lebte von diesen Verwandlungen von Zeichen und Dingen, die wiederum in den technischen Medien des Videos und des Films (‚Züri brännt‘) unterhalb der Chronik der laufenden Ereignisse die Intensität

---

<sup>2</sup> „Wenn Sprechen heißt, etwas zu sagen, das wert ist, gesagt zu werden, wer wird sich da mit dem Gebrauch des Codes zufriedengeben und seine Beobachtungen oder Wünsche signalisieren, indem er eine der vom Code bereitgehaltenen Botschaften sendet? Die Lösung ist also, *eine andere Botschaft* als die von der Konvention vorgesehene zu senden und so die Worte zu zwingen, etwas ganz anderes zu sagen, als was sie im „Sprachschatz“ bedeuten. (V. Descombes, *Das Selbe und das Andere*, Frankfurt/M. 1981, S. 116.)

<sup>3</sup> Reto Hänni, Zürich, Anfang September, Frankfurt/M. 1981, S. 56.

des Wunsches maschinell vervielfältigte.<sup>4</sup> Die filmischen Sequenzen mit ihren seltsam wiederholenden, unterbrechenden, überlagernden und paradoxen Schatten zeigen, wie Autos durch ihre serialisierte Anordnung zu einer dumpfen, molaren Verkehrsmaschine werden, die ‚Bewegung‘ und ortsverändernde Geschwindigkeit nur phantasmatisch simuliert. Die schlicht photographisch belassenen Einstellungen der Häuseraufnahmen lassen die Wohnungen als betonierte Gruften hervortreten, die jede Geste einsaugen und sterben lassen. Der Film analysiert, wie die gleichen technischen Maschinen von molarer und molekularer Ordnung, also unterschieden, sind, indem er selbst diese Differenz erzeugt und von ihr seine spezifische Sprache gewinnt. Das Fernsehen, privilegierter Ort der Codierung der Wünsche in imaginär bleibende Identifikationen, wird in der witzigen – für jeden Neo-Dadaismus beispielhaften – vom Film festgehaltenen Aktion demontiert und zur Aufzeichnungsfläche molekularer Erzählung umgepolt: Zwei der ‚autonomen Bewegung‘ Zuzurechnende verkleiden sich zu Durchschnittbürgern und fordern unablässig in einer ‚Diskussionsrunde‘ noch härtere und größere Gummigeschosse gegen die Jugendlichen. Die Erfindungen der Züricher Aktionen funktionieren nicht mehr als beantwortbare Ansprüche, eher schon gleichen sie einer unendlichen Erzählung: „... Doch unten, wo der Verputz zu bröckeln beginnt, wo verschäumte Rinnsale kleenex-sauberer Menschenärsche zu stinkenden Kloaken zusammenfließen, da leben die Ratten, wild wuchernd und fröhlich, schon lange. Sie sprechen eine neue Sprache, und wenn diese Sprache durchbricht, wird Gesagt nicht mehr Getan sein, Schwarz und Weiß wird nicht mehr klipp und klar sein, Alt und Neu wird ein Ding sein. Krüppel, Schwule, Säufer, Junkies, Spaghettifresser, Knackis, Neger, Bombenleger, Brandstifter, Vagabunden, Frauen und alle Traumtänzer werden zusammenströmen zur Verbrennung der Väter.“<sup>5</sup>

2.

Wenn nun – so die operativen Bestimmungen der ‚techné‘ des *Anti-Ödipus* – die technischen Maschinen gemäß der Vorschrift des Sozius nur unter der Bedingung des störungsfreien Verlaufs funktionieren (sollen), die Wunschmaschinen hingegen

---

<sup>4</sup> Was für die Wunsch-Literatur gilt, ist für den Film noch mikrologisch zu untersuchen: „Die Sequenzen vibrieren, das Wort öffnet sich unerhörten inneren Intensitäten, kurzum, die Sprache wird a-signifikant, also intensiv benutzt.“ (Deleuze/Guattari, *Kafka – Für eine kleine Literatur*, Frankfurt/M. 1976, S. 32)

<sup>5</sup> Aus: ‚Züri brännt‘, in: L. Stibler, *En heisse Summer – subito! Die Jugendunruhe in der Schweiz*, in: *Besetzung*, hrsg. v. I. Müller-Münch, Hamburg 1981

„fortwährend ihren Funktionsablaufs stören und nur als gestörte laufen“ (*Anti-Ödipus*, S. 41), beide aber letztlich keinen realen oder begrifflichen Gegensatz darstellen, reicht dieses Kriterium nicht hin, da in den technischen Medien selbst das oben exemplarisch beschriebene nicht-kategoriale Spiel der produzierenden Differenz auffindbar sein muß. Und in der Tat liest sich die Geschichte der Technik nicht als eine Geschichte der (verborgenen) Subjektivität, auch wenn die vorherrschenden Perspektiven und Modelle der Technikphilosophie und Technikgeschichte einen vermeintlich allgemeingültigen, transzendentalen Gegenstand zu bewahren versuchten und unter den Begriff ‚Maschine‘ subsumierten.

H.D. Bahrs Archäographie der Technikentwicklung und ihrer Theorien entzifferte ein vielfältiges Spiel von Projektionen, deren Dominante die ‚humanbiologische‘ These der Leib- bzw. Organprojektion und -substitution ist und deren metaphysische Trugbilder vom Zeitalter der ersten Mechanismen bis zur Automation und Kybernetik sich fortschreiben. So lange wiederholt sich dieses technikphilosophische Dilemma, wie der Mensch als technomorphes *Wesen* und die Technik als anthropomorphes *Wesen* gedacht wird. Solche phantasmatische Hartnäckigkeit wird übersehen niemand, obschon doch die klassische Aporie solchen Denkens Zirkularität offenlegt, wie Bahr aufzeigt: „Nun, die Technikphilosophie stieß zwar auf die Projektion, aber zugleich will sie das ‚isto ego sum‘ darin bewahren, als ewiges unkörperliches Zentrum, von dem aus sich der menschliche Leib verstrahlt. Gerade damit erzeugt sie das ‚Trugbild‘. Denn nehme ich an, der Hammer wäre eine verlängerte Faust, das Herz ein Motor usw., so ist ein motorisch betriebenes Hammerwerk eben keine Projektion von leiblichen Organen mehr, sondern eine Projektion komplexerer Art: die eines Hammer umschließenden Organs, etc.“<sup>6</sup>

In gleichlautender Kritik verabschiedet sich der *Anti-Ödipus* von dieser ‚evolutiven und humanistischen Projektionshypothese‘ (S. 499), berichtet von den traurigen wirkungsgeschichtlichen Folgen des marxistischen Chorismus von ‚Produktivkräften contra Produktionsverhältnissen‘ und erschließt sich einen anderen Zugang: „Die Maschine ist zunächst eine gesellschaftliche, konstituiert durch die maschinenerzeugende Instanz eines vollen Körpers sowie durch die Menschen *und*

---

<sup>6</sup> Hans-Dieter Bahr, *Der Spiegel, das winzige Wasser und die Maschine*, S. 56, in: *Konkursbuch 3*, Tübingen 1979

Werkzeuge. So existiert ein voller Körper der Steppe, der Mensch-Pferd-Bogen, ein voller Körper der griechischen Stadt, der Mensch und Waffe, ein voller Körper der Fabrik, der Mensch und Maschine maschinisiert. Von den zwei auf die Fabrik gemünzten Definitionen, die Ure formuliert und Marx zitiert, bezieht die erste die Maschinen auf die sie überwachenden Menschen, bezieht die zweite jedoch die Maschinen *und* die Menschen („mechanische *und* intellektuelle Organe“) auf den vollen Körper der Fabrik, der sie zur Maschine fügt.“ (*Anti-Ödipus*, S. 516).

An anderer Stelle<sup>7</sup> habe ich am Beispiel der Theorien der ‚Informatik‘ und der ‚künstlichen Intelligenz‘ ausgeführt, daß sowohl der subjektivistische wie der objektivistische Ansatz in einen technokratischen Zirkel geraten, da ihre Aussagen im Dispositiv einer manichäischen Moral sich verfangen: Die menschliche Funktion wird einerseits intelligenzintensiver in den Steuerungs- und Programmaufgaben der Systeme, andererseits inhaltsleer in der reinen Magazinierungsfunktion für Automaten. Ebenso liegt die moderne ‚Bios‘ und ‚Techné‘ umgreifende Definition von Mensch, Maschine und Gesellschaft als ‚selbstprogrammierbare, informationsverarbeitende, stör anfällige und bestandsgefährdende Problemlösungsmaschinen‘ davon Zeugnis ab, daß in den Maschinen immer schon *Strategeme der sozialen Vorstellungen*<sup>8</sup> – hier das Dispositiv der Bestandserhaltung – eingeschrieben sind, sie mithin also keine ontologisch vorgegebenen Produktionsmittel eines zwecksetzenden Subjekts sind. Gerade die moderne Automation in ihrer Gestalt als konnektiver Maschinenverbund verkleinert die residuale<sup>9</sup> Arbeitstätigkeit auf mechanische oder logische Funktionsäußerungen und macht offenbar, daß die Maschinen ein differentielles Verhältnis wechselseitiger abstrakter Transmission von Körpern und Maschinen bilden. Allein die vorherrschende soziale Axiomatik schreibt das Verhalten der Arbeitenden vor und bezeichnet den Gebrauch der Maschinen in der paradoxen Bewegung von Re- und Deterritorialisierung: „Die Maschine ist nicht als ‚Produktionsmittel‘, nicht als ewiger

---

<sup>7</sup> Georg Christoph Tholen, Ordnungsliebe und Selbsterhaltung – Vermutungen über das Dispositiv von Regelkreisen, hier: S. ???.

<sup>8</sup> H.-D. Bahr, Über den Umgang mit Maschinen, Tübingen 1983.

<sup>9</sup> Dies gilt für das Verhältnis von Subjekt und Wunschmaschine nicht minder: „Das Subjekt, neben der Maschine als Residuum erzeugt, deren Anhängsel oder Ansatzstück also, durchläuft alle Zustände des Kreises [...] Selbst nicht im Zentrum stehend, nicht von der Maschine in Anspruch genommen, am Rande lagernd, ohne feste Identität, immerzu dezentriert, wird es erschlossen aus den Zuständen, die es durchläuft“ (*Anti-Ödipus*, S.

Repräsentant des autonomen, projektierenden Körpers begriffen, bis zu einem Punkt des Umschlags, wo Leib und Maschine zwar different, aber nicht mehr unterscheidbar und identifizierbar sind. Nun zeigt sich die Maschine nicht mehr in einem Gegenüber zum Leib, sondern als Trans-mission sozialer Ordnungen, in welchen individuelle Leiber und einzelne Maschinen unentwegt verstellt werden. Der Ausdruck des Eigenen, das ego sum ist obsolet geworden.“<sup>10</sup>

Die Maschinen sind also different zu sozialen Verstellungen, aber doch davon nicht unterschieden. Sie zeigen sich uns in „Aufschüben und unauflöslicher Schweben“, in „differentialer Neutralität“ bzw. „nicht-neutraler Indifferenz“ (Bahr); sie sind weder gut noch böse, verschieben vielmehr *die* Maschine, die sie gerade re-präsentieren; als Spiel der Differenz sind sie weder projektiv noch figurativ, sondern reine, abstrakte Linie (machine abstraite). Sie sind die Stätte der affirmativen Disjunktion, welche sie, listig verstellend, gegen eine soziale Axiomatik produzieren, die aber ihrerseits von solcher „prostitutiven Nachgiebigkeit“ (Bahr) lebt. Es fällt uns gewiß nicht leicht – geschult in der metaphysischen Tradition des kategorialen Denkens – den „Begriff“, also die ‚Identität von Unterschied und Identität‘ preiszugeben zugunsten des Begriffs der ‚Nicht-Identität von Differenz und Differenz‘, wiewohl sich noch ‚verstehen‘ läßt, daß die Differenz (das Unterschieden-Sein) und das Aufschieben / der Aufschub – Arbeitsweise des Un-Bewußten, wie Derrida<sup>11</sup> und Lacan unterschiedlich zeigten – die (nicht-aristotelische) Ur-sache von Sinn und Bedeutung sowie identitätsfixierter Selbstheit darstellen. Dem unmittelbaren Verständnis zugänglicher scheint die abstrakte Wunschmaschine, wenn ihre Beschreibung so anschaulich gelingt wie mit dem ‚artifiziellen Tanz der Marionette‘, die Kleist zum Vorbild seiner ‚Techne‘ nahm. Sie bildet den Stoff, aus dem die Philosophen des Begehrens das ‚unschuldige Werden‘ vielfältiger Spiel-Maschinen formen:

„Dieser kleine, wunderbare Punkt, dieser Schwerpunkt, wird nach einem wohl determinierten Plan aktiviert: die Marionette tanzt, wenn eine Vielheit von Strömen

---

28), ausführlich in F. Guattari, Maschine und Struktur, in: Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der Institutionellen Analyse, Frankfurt/M. 1976, S. 127f.

<sup>10</sup> H.-D. Bahr, Über den Umgang mit Maschinen, S. 68

<sup>11</sup> Vgl. u.a. Jacques Derrida, Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen, in: Orte des wilden Denkens – Zur Anthropologie von Claude Lévi-Strauss, hrsg. v. W. Lepenies u. H.H. Ritter, Frankfurt/M. 1970, S. 387f.; sowie ders., Freud und der Schauplatz der Schrift, in: ders., Die Schrift und die Differenz, Frankfurt/M., 1972, S. 302f.

verschiedenster Natur sich zu einer Maschine, einem Agencement zusammenschließt, die eine Bewegungsveränderung produzieren kann. Und sicher berührt die Seele des Maschinisten die der Marionette nicht durch psychologische Operationen wie Identifikation, Projektion oder Imitation; ihr „ziemlich künstliches“ Verhältnis läßt sich eher als Transport-, Zirkulations-, Kraftübertragungseffekt beschreiben, in dem verschiedene Singularitäten operabel werden. Der Tanz des Maschinisten, die Finger, die Linie, der Schwerpunkt, die Kurve, der Tanz der Marionette, müssen in diese Maschine integriert werden, die dann nicht nur die Transformation der Bewegung: Tanz des Maschinisten – Tanz der Marionette (a a') realisiert, sondern die allein auch die Produktion eines Begehrens nach Deterritorialisation möglich macht, das wie die Ausdrucksform selbst dieser Agentur von Kräften erscheint: „Der Weg der Seele“, den der Maschinist begeht, die abstrakte Linie, der kleine Pfeil in der Formel, die Fluchtrichtung der Linie, drückt sich als deterritorialisierendes Element aus: es ist die Grazie, die Anmut.“<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Mathieu Carrière, Für eine Literatur des Krieges, Kleist, Frankfurt/M. 1981, S. 14/15.